



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Tagebuchblätter eines Sonntagsphilosophen : 8. Etwas vom Leben.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

jenen unklaren, unsteten und unzuverlässigen Charakter gegeben und bis heute erhalten hat, der das Gegenteil von Bündnisfähigkeit ist. Ein zweiter Artikel soll das durch Blicke auf die auswärtige Politik Frankreichs weiter verfolgen.



## Tagebuchblätter eines Sonntagsphilosophen.

### 8. Etwas vom Leben.



eben oder die Frage, was es sei oder wie es sein könne und solle, hat für unsere Zeit und Zukunft eine ganz besondere Bedeutung. Wer bei gesundem Leben ist, braucht freilich die Frage nicht und denkt auch gar nicht daran. Aber das ist es eben, wir haben im Einzelnen und Ganzen das rechte Leben nicht mehr oder noch nicht, so weit es nach den gegebenen Bedingungen möglich ist. Ja wir sind wohl auf die Schneide einer Entscheidung gestellt, die wesentlich in unsere Hand gegeben ist und unser Leben entweder abwärts führen soll oder aufwärts und damit auf den rechten Weg, denn alles rechte Leben ist zugleich aufsteigende Bewegung. Auch im Auslande, das uns besonders seit 1870 so sorglich beobachtet, sieht man uns wechselnd von beiden Seiten, sogar scharf zugespitzt. Da giebt es Freunde, die in uns das Volk der Zukunft erblicken, wie das schon vorher in England Carlyle that, sogar in Frankreich einmal Victor Hugo, wie lange vorher schon die Staël-Holstein, die uns also in einem aufsteigenden Leben sehen, so alt wir sind als Volk. Dagegen steht eine andre Meinung, wir seien eben so alt, daß wir im Altern, unser Leben also im Eingehen begriffen sei, unter der zernagenden Gewalt der Überkultur. So denken die Russen aus der Schule der Askow, Karkow u. s. w., mit der Kraft einer so zu sagen geschichtsphilosophisch begründeten Überzeugung. Darnach wäre uns zur Wahl gestellt ein neues junges großes Leben oder ein Ausleben, Absterben. Was ist das Wahre daran? Wie steht es mit unserm Leben? Was ist das rechte Leben? Was ist Leben überhaupt? Das ist in der That die Lebensfrage für uns, von der alle andern Fragen abhängen oder in die sie einleiten.

Sehen wir zunächst nach der verneinenden Seite. Leben ist Bewegung, Selbstbewegung, mit Freude an der Bewegung selber sowohl als mit Glauben an das Ziel, dem doch jede Bewegung zustrebt. Da das Leben im Grunde eines ist, das durch unser Wesen geht im Einzelnen wie im Ganzen, kann man am Äußerlichen anfangen, darnach zu sehen. Wenn man nun auf Bällen sieht,

wie die männliche Jugend, die doch der Lebendigste Teil sein müßte, immer mehr mit Unlust an das Tanzen geht und sich lieber auf die Seite zurückzieht und — denkt, Ernstes oder Lustiges (noch lieber beim Trinken und Rauchen), ist das Lust zur Bewegung? Zur Selbstbewegung in Kunstform, wie doch das Tanzen sein soll, freilich längst nicht mehr ist? Oder wenn in gebildeter Gesellschaft, die doch für alle andern das Muster des Lebens geben soll, der gute Ton es mit sich bringt, daß man beim Verkehr sich mit Mienen und Gebärden und mit der Stimme ja nicht lebhaft werden lasse, sodaß man da von Jugend auf lebhaftes Gebaren als Ausdruck lebhaft empfindender Teilnahme an den Dingen und damit das lebhafteste Empfinden selber verlernen muß, ist das nicht Scheu vor Bewegung, vor Selbstbewegung, wie die Unlust zum Tanzen? Cultur ist das, aber Leben, rechtes Leben ist es nicht. Und wenn man etwa zum Trost dafür an das wachsende Leben im Theater und Concert denkt, wo die Darstellung alles Außern auf der Bühne immer lebensvoller, die Musik immer rauschender wird, ist das wirkliches Leben? Ist es nicht vielmehr ein Zeichen, daß das Innenleben abnimmt, weil es ein mitschaffendes Ergänzen dessen, was in Auge und Ohr kommt, nicht mehr vermag und immer mehr verlernt? also die freie eigne Innenbewegung immer mehr verliert, die doch die Quelle alles Lebens ist? Auch die Scheu vor lebhaften Farben, d. h. vor der wirklichen Farbe, die unsre städtische Welt beherrscht, so weit es Kleidung und Haus betrifft, ist eine Scheu vor vollem Leben, ein Einziehen der eignen Innenbewegung. Unser Denken freilich ist bewegter wohl als je. Aber wenn nur Denken und Leben so schlechtweg eins wären, ja dann stünde es gut. Sie stehen aber leider gern in einem Verhältnis des Widerspruchs. Sie sollten freilich nicht, brauchens auch nicht, denkendes Leben und lebendiges Denken wären das Rechte und sind das Kennzeichen gesunder und glücklicher Zeiten beim Einzelnen wie bei Völkern. Aber unser Denken ist zu sehr Kritik geworden, die dem Lebendigen gern ungläubig zu Leibe, ans Leben geht, die auch alles Lebendige annagen oder wenigstens aus Leben in bloßes Denken und Wissen umsetzen will. Das alles und vieles sonst noch sind sichere Spuren von eingehendem Leben, von beginnendem oder begonnenem Alter. Wer hilft uns heraus? Stöße von außen können das thun, die unser Lebensgefüge durch gefährdrohende Erschütterung wieder einmal in sein natürliches Gleichgewicht zwingen, wie uns ja der letzte Krieg zugleich zu einem Aufrütteln und Wiedereinrenken in ein frisches Leben geworden ist. Ein altersschwaches Gefüge wird durch solche Stöße zerstört, ein lebensfähiges neu belebt. Aber auch von innen kann es die Wissenschaft thun als Wissenschaft vom Leben, zugleich als das Gewissen der Zeit, und das sollte alle Wissenschaft sein, ist es auch zum Glück vielfältig oder wird es.

Eine Wissenschaft und Lehre vom Leben braucht aber schon jeder für sich, für sein eigenstes Leben, um damit zur Kunst des Lebens zu kommen, die man als höchstes Ziel dieses Lebens ansehen kann, zugleich als Durchgang zu allem

Weiteren, auch über dieses Leben hinaus. Nichts liegt jedem von uns näher und dringender auf als Aufgabe, als diese Wissenschaft vom Leben, man nennt es gewöhnlich Welt- und Menschenkenntnis, wobei doch die Hauptfache nicht mit inbegriffen ist, die rechte Kenntnis und Führung des eignen Lebens, das allerdings vom großen Gesamtleben so eng abhängt, daß eins fortwährend ins andre greift. Nichts liegt uns auch näher, als der bei dem Studium zu verarbeitende Stoff, das Leben, denn wir stecken ja recht eigentlich mitten darin, im großen und kleinen Leben, ja wir sind selber Leben, kleines und großes gemischt. Und doch läßt sich auch davon sagen, was der Dichter vom vollen Menschenleben sagt: „Ein jeder lehts, nicht vielen ist's bekannt.“ Aber eben die Dichter, die rechten Dichter, sind von jeher in dieser Wissenschaft und Kunst die besten Kenner und Forscher. Von allen unsern großen Dichtern läßt sich sagen und ließe sich ausführen, daß sie bei ihrem Dichten und Trachten zuletzt eigentlich die rechte naturgegebene, gottgewollte Gestalt des Lebens und die Kunst des Lebens gesucht haben, für sich und die andern, von Klopstock und Wieland, Lessing und Herder, Schiller und Goethe. In besonderm Grade gilt dies von den beiden letzten, vorzugsweise von Goethe, der länger oder mehr gelebt hat, von innen und außen, als die andern, und dem „Leben“ geradezu der bestimmende Schwerpunkt im Gleichgewicht seiner reichen Gedankenwelt wurde, wie seinem Freunde die Idee, das Ideal. So kann er auch hier den Ausgangspunkt der versuchten Betrachtung geben.

### 1. Vom Einzelleben.

Einzelleben, dies Wort, das man nun zuweilen findet für das gespreizte und verdunkelte fremde Individuum, Individualität (bei Fichte in den Reden „einzelnes Leben“), ist mir hier willkommen, es sagt so hübsch gleich selbst mit, daß das Einzelleben als solches ein vereinzelt ist, das sich selbst nicht genügen kann, ob schon wir beim erwachenden Bewußtsein (nicht in unsrer Herkunft) damit anfangen, um damit immer weiter auszugreifen. Goethen ist es ein Gegenstand der Beobachtung gewesen, wie Wenigen, vielleicht Keinem wieder so, das Leben, das heißt zugleich er selbst, das Leben in ihm.

Wie zusammenfassend für seine gewonnenen Einsichten ist eine lehrhafte, nicht beiläufige Äußerung darüber vom Jahre 1822 (s. 19, 221 und 30, 130 Hempel): „Das Höchste, was wir von Gott und der Natur erhalten haben, ist das Leben, die rotirende Bewegung der Monas um sich selbst, welche weder Raft noch Ruhe kennt. Der Trieb, das Leben zu hegen und zu pflegen, ist einem jeden unverwüftlich eingeboren, die Eigentümlichkeit desselben jedoch bleibt uns und andern ein Geheimnis.“

Da fällt wohl zunächst auf, wie neben dem bestimmt anerkannten unnahbaren Geheimnis doch eine Art naturphilosophischer Beschreibung ebenso bestimmt gegeben wird, allerdings nur der Erscheinungsform, nicht dem Wesen nach, in

der rotirenden Bewegung, also den Weltkörpern entsprechend. Vor allem braucht da aber der Zusatz von fehlender Ruhe, der, wenn man es nachfühlen will, etwas Vängliches gewinnt, eine Ergänzung; hat doch jeder bewegte Kreis im Innersten eine Stelle, die sich nicht mit bewegt, so unvorstellbar das bleibt, um die sich aber eben der Kreis wie dienend bewegt. Goethes Worten kann als Ergänzung zugefügt werden, was in dem Briefe des Pastors zu \*\*\* an den neuen Pastor zu \*\*\* vom Jahre 1773 gesagt wird: „Unsre Seele ist einfach und zur Ruhe geboren,“ und hoch oder ins allerhöchste gesteigert, zugleich erweitert auf alles Lebendige oder Bewegte in der Welt überhaupt, in dem Spruche, der mit den Worten „Wenn im Unendlichen“ beginnt, im 7. Buche der Bahmen Kenien:

Strömt Lebenslust aus allen Dingen,  
Dem kleinsten [nämlich Dinge] wie dem größten Stern,  
Und alles Drängen, alles Ringen  
Ist ewige Ruh in Gott dem Herrn.

Die rotirende Bewegung erscheint aber schon vierzig Jahre früher, gewiß auch nach dem Vorbild der Weltkörper, im Tagebuch vom Jahre 1780, 26. März (S. 217 in Reils Ausgabe): „Ich muß noch herauskriegen, in welcher Zeit und Ordnung ich mich um mich selbst bewege,“ deutlich aus genauer Selbstbeobachtung, die man ihn da so eifrig betreiben sieht, um aus den Irrungen des Alltagslebens zur Höhe des Rechten zu kommen. Und schon im Jahre 1775 in dem Briefe an die Karschin (Hirzels Junger Goethe 3, 98): „Von meiner Reise in die Schweiz hat die ganze Circulation meiner kleinen Individualität viel gewonnen.“ Und noch früher erscheint bei ihm diese Vorstellung, selbst noch weiter ausgeführt; davon nachher. Daß sie übrigens nicht etwa bloß physisch oder irgendwie materialistisch gedacht ist, auch nicht in verdünntester Form, worauf gerade die späteste Äußerung von der Monas führen könnte, dafür bürgt die Äußerung gegen die Karschin, noch mehr die Tagebuchsäußerung, wo als Inhalt des Kreises in ihm, des „Zirkels, der sich in mir umdreht von guten und bösen Tagen“ genannt werden: „Leidenschaften, Anhänglichkeit, Trieb dies oder jenes zu thun, Erfindung, Ausführung, Ordnung, alles wechselt und hält einen regelmäßigen Kreis [er meint laufenden Kreis, Kreislauf], ebenso Heiterkeit, Trübe, Stärke, Elasticität, Schwäche, Gelassenheit, Begier.“ Die Vorstellung steht vielmehr auf einer geheimen Linie, die er später „sinnlich-sittlich“ oder „sittlich-sinnlich“ nannte, einer Linie, welche die scharfe Mitte hält oder sucht zwischen den beiden Erscheinungsseiten unsers Lebens, für die Vorstellung freilich so unfindbar, wie der Mittelpunkt eines bewegten Kreises oder der Indifferenzpunkt eines Magneten, in denen die beiden Richtungen seines Lebens auf einander stoßen, der aber weder positiv noch negativ sein kann. Es ist aber die Linie, auf der das eigentliche Leben, das Geheimnis selbst, nach oben und unten, nach außen und innen ausstrahlend sich bewegt, zugleich die

Linie, auf der der rechte Dichter in seinen guten Stunden zu wandeln weiß, wie alle echte Kunst, weil auf dieser Linie auch der leidige Unterschied von real und ideal sich aufhebt, wie beim Magneten der Unterschied von positiv und negativ; ist es aber nicht eben auch dieselbe, die das fachmäßige Denken unsrer Tage so hänglich sucht unter dem Namen Monismus?

Bei Goethe erscheint aber dort das Leben als das Höchste, das uns gegeben ist — also nicht der Geist, die Vernunft? wohlbemerkt als das Höchste. Das müßte wohl am meisten an der Äußerung auffallen. Ist nicht damit der Mensch unter sich selbst herabgesetzt? Aber gerade das ist das eigentümlich Goethische, was ich meine, daß ihm Denkleben und eigentliches Leben keineswegs zusammenfallen. Von dem vielen, was darüber vorzubringen wäre, nur einiges. Seine eigne Lehre kann in ihren Tiefen nicht denkend, nur lebend gefaßt werden:

„Manches können wir nicht verstehen.“

Lebt nur fort, es wird schon gehen. (Zahme Xenien, 2. Buch.)

In einem Briefe an Herder aus jungen Jahren steht der schmerzliche Ausruf: „Armer (moderner) Mensch, an dem der Kopf alles ist!“ Das trifft mitten in die Not der modernen Bildungswelt. Er hatte das übrigens eben aus Herders Schule, bei dem von Anfang an Leben, lebendig bestimmende Begriffe sind, an denen er den Wert der Dinge und Gedanken maß, dazu gedrängt von eigener schmerzlicher Erfahrung. Und auch dahinter steht ihm zugleich Hamann als Anreger, der ihm z. B. einmal mahnend schreibt: „Denken Sie weniger und leben Sie mehr“ (Herders Lebensbild I, 2, 32), d. h. um die Welt zu verstehen, also wie bei Goethe dort in den Xenien. Bei diesem ist Faust der Vertreter der Umkehr vom Kopfleben zum wirklichen Leben, das ihm an jenem zu Grunde gehen will:

Mir ekelt lange vor allem Wissen!

Ich erinnere mich, wie ich als Schüler über dies Wort stutzte und erschraf, als wäre damit der Weg, den uns die Lehrer wiesen, als Irrweg verworfen, und wie ich es dann auf der Universität nur zu gut verstehen lernte. Als ich da einmal in den letzten Semestern einen Schulkameraden traf und wir unsre Gedanken rasch austauschten im Lärm der Straße, da brach er in scharfe Klage aus, wie er das Collegienlaufen und Studiren satt und überfatt habe: „Hätte ich nur etwa für ein angenommenes Kind zu sorgen, ich würde wieder leben,“ und das klang in mir voll wieder, das Gefühl des Lebens selbst, nicht nur der Begriff, durchzuckte mich dabei. Es war die Zeit, wo es Mode war und uns wehmütig wohl that, das deutsche Volk selbst mit Faust zu vergleichen und auch mit Hamlet. Das kam aus den Kreisen des sogenannten Jungen Deutschland, die damals die Führung der Geisterbewegung hatten. Welcher Geist da wehte und in welche Zustände hinein, in denen Neues mit Altem rang, ist am besten bei L. Wienbarg zu hören, dem bedeutendsten Vertreter der Schule, der

auch zu der Benennung den Anlaß gab, in seiner Jugendschrift: „Ästhetische Feldzüge, dem jungen Deutschland gewidmet,“ Hamburg 1834, Vorlesungen auf der Kieler Universität gehalten. Da sieht man jene Gedanken weiter arbeiten, auch über Fausts Gesichtskreis hinausgreifen. Nur ein paar Sätze aus der fünften Vorlesung: „Der Zweck des Lebens ist das Leben selbst,“ durchaus im Sinne Goethes, der dem jungen klaren Feuerkopfe mit glühendem Herzen der Gedankenführer war. „Leben wir, um zu lernen? Oder lernen wir vielmehr, um zu leben? Daß man die Natur auf den Kopf stellen kann, um das erstere zu behaupten! Hat es doch in Deutschland sogar den Anschein, als ob die Menschen der Bücher wegen geboren würden u. s. w.“ Folgt ein Versuch, zu definiren, was das Leben sei, das wir Deutsche so schlimm vergessen hätten, dann herbe Klage, wie die gelehrte Arbeit das Geistesleben zersplittere, „wie es in Fabriken geschieht, wo der eine den Knopf, der andre den Schaft, der dritte die Spitze der Nadel fabrizirt.“ „O wie dieses gelehrte Unwesen seit Jahrhunderten die edelsten Kräfte Deutschlands zur unfruchtbaren Tantalusarbeit verurteilt hat, wie wir Deutsche aus wandernden Helden Stubensitzer, aus Kriegern und Jägern lebenssüchtige, thatenscheue Magister geworden sind!“ Dann ein Blick auf die Geschichte des griechischen Geistes, die reichlich als Spiegel für unsre gebraucht wird, als Schluß: „Meine Herren, als das Leben tot war, hielt die Gelehrsamkeit Leichenschau.“ Doch wir leben noch, aber „wir haben uns herausstudirt aus dem Leben, wir müssen uns wieder hineinleben“ (wohlbemerkt nicht: hineinstudiren, ob schon auch das seine Wahrheit hätte).

Dies nur eine Stimme von vielen aus jener Zeit, in deren Wehen ja die unsre mit ihrem Fortschritt geboren wurde. Sie ist nunmehr fünfzig Jahre alt. Klingt sie aber schon veraltet? Ich fürchte, nein. Der Streit im deutschen Geiste zwischen Denken und Leben ist noch in vollem Gange, ja er kann einem zu weit größerer Schärfe zugespitzt erscheinen. Damals stellte sich der Riß zwischen beiden auch dar in dem sogenannten Welt Schmerz, den noch wir Alten haben verdauend durchmachen müssen. Das war ein schmerzliches, aber doch mehr wehmüthvolles sehndes Aufblicken zu der hohen Welt, die unsre großen Dichter und Denker in den Geisteshöhen aufgebaut, zu dem Leben, das sie in die Morgenwolken gemalt hatten, das sich aber hier unten so schwer wollte finden lassen. Der Welt Schmerz ist zwar nun aus der Mode, er muß also in dieser Form abgethan sein. Dafür arbeitet er aber in anderer Form in den Geistern, nicht mehr bloß als Poesie, was der Welt Schmerz doch wesentlich war, sondern als ernstes, geschlossenes Denksystem, als der Pessimismus, der sich nicht bloß gegen die Welt kehrt, wie sie im Widerspruch zu der im Geiste gesehenen hohen Welt erscheint, sondern gegen die Welt überhaupt, nicht mehr bloß mit wehmüthigem Schmerz gegen das Leben mit seinen durch die Menschen bedingten Mängeln, sondern mit zersetzendem Zweifel und zerfasender Kritik gegen das Leben überhaupt im weitesten Sinne, und seinen letzten Ur-

sprung. Als einzige Rettung erscheint „Verneinung des Willens zum Leben“ beim Vater dieser Weltanschauung.

Da will also das Denken das Leben aufheben. Kann der Streit zwischen beiden schärfer werden? Von der Linie, die in diesen Zwiespalt führte, ist da jedenfalls das Ende erreicht, es ist aber das Ende des Lebens selber, eigentlich das Ende des Seins, das Ende der Welt, wenn nur darüber das kleine Menschengehirn die Verfügung hätte. Da das aber so unmöglich ist oder noch unendlich unmöglicher, als der Einfall des Archimedes, die Welt aus den Angeln zu heben, wenn man ihm nur einen Standpunkt außer ihr gäbe — wäre nicht die andre Lösung des Zwiespalts näher, möglicher, besser, wenn sich das Leben aufbäumte zu einer Verneinung des Willens zum Denken? Und das thut es ja auch schon, nach Weisung der Natur in uns, im Schlafe, in Ermüdung, im Gähnen, im Bedürfnis nach Erholung, oder mit Schmerzen und allerlei Winken, womit Leben und Natur das Denken mahnen zum Einhalt auf der Linie, die aus dem Leben hinaus ins Nichts führt. Aber das Denken selber muß bewußt zum Leben, zum vollen Leben zurückkehren, muß nicht bloß seine Geschäfte, sondern die Geschäfte des Lebens besorgen lernen, das ist die wahre Lebensfrage der Zeit.

In wissenschaftlicher Erkenntnis ist ja wohl übrigens Schopenhauers Weltansicht nun überwunden oder wird es, aber es geht damit wie mit einem Steinwurf ins Wasser, nachdem im Mittelpunkt wieder Ordnung geworden ist, arbeitet der Wurf erst noch draußen in weiteren Kreisen. Und wenn der Welt Schmerz die Hände nur verstimmt in den Schoß legte oder in die Taschen steckte, so ist es, als ob der volle Pessimismus die Faust ballte, in der Tasche oder gegen den Himmel, weil er nicht die Kraft hat, das Leben im Ganzen, das Weltgebäu zu zerbrechen, dessen Urheber als Pflücker oder bösester Wille erkannt ist. Zum Glück wird auch hier der Brei nicht so heiß gegessen, als er gekocht auf dem Feuer steht; daß sich irrige Theorien abkühlen, ehe sie zu verderblich ins Leben eingreifen können, dafür sorgt schon das Leben selbst, das über unsre Köpfe hinweg seine großen Wege geht und auch durch uns hindurch, wenn wir es nur freudig ergreifen und uns ihm vertrauensvoll hingeben.

Wie viele nennen sich jetzt Pessimisten und sind doch weit entfernt von der Schärfe des Begriffes bei seinem Urheber, haben wohl davon nicht einmal eine Ahnung. Aber pessimistisch zu sein ist jetzt Mode, es gilt für geistvoller, der Wahrheit näher als optimistisch, d. h. an allem Lebendigen, das einem solchen Pessimisten vor die Hand kommt, weiß er mit seinem Besserwissen die Mängel, die Schattenseiten hervorzukehren, wohl gar zur Hauptsache zu machen, und wenn es vollends mit der Farbe des Frohen, Heitern, Freudigen vor ihn tritt, so ist es ihm von vornherein verdächtig als unwahr, er muß, um seinen Standpunkt zu retten, den frohen Duft abstreifen, wie eine plumpe oder dummneugierige Knabenhand von den Flügeln eines Schmetterlings den bunten Farben-

staub, und zeigt dann das kahle Gerippe: seht, das nur ist die Wahrheit der Sache, das andre hält nicht Stand vor genauem Anfassen. Er lähmt das Leben, dessen Kern Freudigkeit ist, braucht seine Kraft, andre Kräfte zu hemmen, statt zu fördern.

So wären wir denn nach dem hoffnungsvollen, glänzenden Aufsteigen des deutschen Geisteslebens im vorigen Jahrhundert auf der Höhe des neunzehnten Jahrhunderts in einer Klemme, die geradezu beängstigend wirkt, also wieder lebenslähmend, wenn man sich deutlich hineindenkt, in einer Klemme, aus der wir vor allem heraus müssen, wenn uns über allem Denken und Wissen nicht das Leben selbst eingehen soll, wie Goethes Faust; aber nur das Leben selbst kann uns herausführen und das Denken muß ihm folgen. Ein Trost dabei kann das sein, wenn man zurück denkt, daß der Zwiespalt zwischen Denken und Leben dem modernen Geist gleich in die Wiege gelegt erscheint, daß also der Streit zwischen beiden ein Grundzug der modernen Geistes- und Lebensaufgabe ist. Man braucht, wenn man das sehen will, nur daran zu denken, wie der junge germanische Geist, der die gealterte Welt verjüngen sollte, in die Schule dieser gealterten Welt gehen mußte, wo ihm Nahrung gereicht wurde, die hoch über sein jugendliches Bedürfnis hinausging oder auch in einer Form, die selbst am Alter litt, alte wertvolle Weisheit, die aber nun längst ihrem eigentlichen Leben entrückt und in Compendienform eingeschrumpft war. Daß man im Mittelalter einen Widerspruch zwischen Schule und Leben gar wohl empfand, zeigt allein der mahnende Spruch *non scholae, sed vitae discendum est*. Im sechzehnten Jahrhundert bezeichnete ein Denker selbst, einer der unbefangenen die es giebt, Montaigne, seinen Beruf nicht als denken, sondern als leben, *mon mestier c'est vivre*, und das könnte unsre Denkarbeit wieder brauchen, wenigstens als Durchgang, als neuer Ansatz zu gesundem Denken.

Was ist aber Leben in solchem Gegensatz zum Denken? Auch das Denken ist ja Leben, jeder Gedanke, der mir durch Hirn oder Sinn geht (wie die Sprache es ausdrückt), der kleinste oder größte, ist zugleich Leben, Bewegung in mir, so gut wie das ebenso unsichtbare Wachsen der Fingernägel, so umfassend ist der Begriff, wenn man ihn auch nur auf unser Binnenleben beschränkt. Ja aber das ist in der Wirklichkeit unmöglich, unser einzelnes Leben ist nur Leben, indem es in das große Außenleben eingeht, das uns umkreist. In welcher Weise das aber geschieht, das ist die Frage, von der alles Weitere abhängt. Auch der Einsiedler, der alle Brücken zum Weltleben abbrechen will, kann doch in Wahrheit nicht ganz heraus, das Weltbild, das er nur aus der Welt selbst hat, arbeitet doch in ihm weiter, es ist aber kein unmittelbares mehr. Auch der Denker als solcher hat etwas vom Einsiedler, wie jeder Büchermensch, er hat statt des unmittelbaren Lebens nur ein vermitteltes, er muß es aus zweiter, dritter Hand nehmen, und braucht doch des Lebens eigentlich noch mehr, als der mitten darin steht, weil er die Lebenshülsen, die an

ihn kommen in Büchern, Begriffen u. dergl., mit dem Eigenleben aus sich ausfüllen muß, wenn sie nicht tote Hülfsen bleiben sollen.

Wie scharf unterschieden solch vermitteltes Leben und unmittelbares gegen einander treten können, das weiß jeder aus Erfahrung. Eine längere Reise giebt uns das Gefühl des vollen großen Lebens wieder, das da von Land und Leute nach Gegenwart und Vorzeit an uns kommt, in uns einströmt. Da merkt man wieder, was Leben ist und sein kann. Man merkt es aber erst recht, wenn man in den Kreis seiner Alltagsthätigkeit zurück kommt. Dort wurde es in sich weit und frei und reich und kommt noch so in den kleinen Kreis der Alltagsarbeit, daß man z. B. da mit Schwierigkeiten, die uns sonst groß erscheinen, leicht fertig wird, weil das Leben so leicht darüber hin kreist in freier Höhe, sie als kleine sieht und kurzer Hand richtig anzufassen weiß. Hier aber, im Arbeitszimmer, wird unser Leben bald unausweichlich wieder enger, kleiner, unfreier in seiner Bewegung, und so sehr man auch wohl im Geiste mit Großem zu thun hat, schrumpft das doch im kleinen Stubenleben selbst mit ein und das nahe Kleine macht sich uns groß. Ich erinnere mich, daß sich in jungen Jahren die Empfindung des Unterschieds bis zur Pein steigern konnte, mit dem Gefühl: das ist ja gar kein Leben hier! Und ein junger Freund, der den letzten großen und kurzen Krieg mitzumachen hatte, auch an blutigen Schlachten beteiligt als Offizier, bekannte mir gleich nach seiner Rückkehr, es litte ihn daheim kaum auf dem Stuhle, auch vor seinen Lieblingsbüchern, in denen er doch mit Dingen groß genug zu thun hatte. Ja das Kriegsleben, wenn man das Leben nur nach der Größe seiner Bewegung mißt, bleibt eben das größte Leben, obgleich es zugleich so blind und furchtbar mit dem Leben wirtschaftet. Ein einziger Kanonenschuß in der Nähe gehört (ich setze einen voraus, der das gern hört, wie ich) bringt uns in größere Bewegung, giebt uns mehr eigentliches Leben (ich meine nicht bloß physisches), als der Bericht von einer Schlacht aus alter Zeit, über dem man studirt. Mir fällt dabei eine eigentümliche Erfahrung aus dem Jahre 1848 ein. Von Parteikämpfen mit Wort und Schwert, von politischen Stürmen hatte man ja schon genug gehört und daran erregten Anteil genommen, aber nur aus der Fremde und Ferne, aus dem alten Rom, England, Italien u. s. w. Setzt in den nahen Gährungen und Stürmen, die einen noch ganz anders erregten und belehrten, merkte ich einmal, daß mir nun, wenn ich an die Zeiten von Sulla und Caesar dachte, die Leute von damals auf einmal erst wie volle lebende Menschen erschienen, bisher waren sie mir unbewußt mehr wie Puppen im Puppentheater gewesen, und Andern war es ebenso gegangen, wie ich mehr als einmal erfahren konnte. So sehr ist eignes nahes Leben nötig, um fremdes, fernes zu verstehen, d. h. als volles Leben zu erfassen. Leben ist nur durch Leben zu verstehen.

Aber das Stuben- und Bücherleben, das wir nun einmal nicht aufgeben können, aus dem sogar das neue Leben quellen soll, wie es das in der That

schon thut seit Jahrhunderten durch die besten Geister, die eben in sich so voll von Leben waren und von der Stube aus ihr Leben in das der Zeit einströmen ließen — wie wäre das vor der Gefahr des Scheinlebens zu schützen und ihm Bewegung, rechtes Leben zuzuführen? Ich kann nicht umhin, bei der Frage, die in unsre große Lebensfrage so tief eingreift, wieder an Goethe zu denken. Im Tagebuche von 1780 hat er sich unterm 21. März eingetragen als Selbstbeobachtung: „Morgens nach Belvedere zu Fuß. An Herzog Bernds [Bernhards von Weimar, dessen Leben er schreiben wollte] Leben im Gehen viel gedacht. Was ich Guts finde in Überlegung, Gedanken, ja sogar Ausdruck, kommt mir meist im Gehen. Sitzend bin ich zu nichts aufgelegt. Darum das Diktiren weiter zu treiben,“ wie er denn auch gethan hat, auch im Zimmer in wirklicher Bewegung zu arbeiten. Die Sache ist so eigenartig wichtig, daß sie ein Capitälchen für sich ergeben würde, das recht wohl daher gehörte, zumal sich dabei recht deutlich zeigt, wie sehr das Leben als Bewegung in uns eigentlich ein einheitliches ist, daß auch bloß leibliches Bewegen dem des Gedankens zu Gute kommt nach Inhalt und Form bis in seine Höhen hinauf und ihm die lebendige Wahrheit, das wahre große Leben finden hilft.

Übrigens liegt ein anderer Trost der Zeit zur Hand, um Sicherung zu geben gegen die alten Schäden des stubenhockerischen Lebens. Das Gesamtleben der Welt ist in eine Bewegung gekommen, nach innen und außen größer als jemals in der Weltgeschichte, und treibt seine Wellen immer lebhafter auch in unsre Stube herein, um die Stubenluft geistig mit der bewegten Luft der großen Welt auszufüllen. Und dieser Bewegung ist in ihrem Wachsen kein Ende abzusehen, auch wenn man in das nahende zwanzigste Jahrhundert voraus blickt oder noch weiter in das dahinter nahende dritte Jahrtausend. Kein Ende der wachsenden, in und außer sich kreisenden Bewegung, also die gerade entgegengesetzte Richtung, als zu welcher der Pessimismus antrieb, die Kreise des Lebens eingehen zu lassen. Wir sehen sie immer weiter ausgreifen und die Einzelleben der Menschen und Völker immer lebhafter ergreifen, die in der Gesamtbewegung ihre Stelle, d. h. ihr Leben zu suchen haben. Für Leben ist also gesorgt auf weite Zukunft hin, insofern es Bewegung ist, auch für Leben in den Studirstuben, von denen nicht nur die Erkenntnis, auch die rechte Lenkung der Bewegung zuletzt ausgehen soll. Und daß wir Deutschen uns dabei noch nicht auf den Altenteil setzen lassen wollen, in den Großvaterstuhl beim Ofen, wie der Freund Nachbar im Osten wünscht und der im Westen mit, dafür bürgt was in unserm Jahrhundert bei uns geschehen ist, im Geiste wie mit der That. Freilich, daß das neue Leben, das über uns gekommen ist, auch in den Einzelnen wirklich Leben werde, dazu gehört, daß alte Dünste und Dämpfe vollends hinausgefegt werden, die in dem alten Leben ohne Leben im gelangweilten Hirn ausgebraut worden sind, der Pessimismus und Criticismus und Solipsimus und wie diese Stubenteufel sonst heißen, die am Leben und am

Lebendigen keine Freude haben und es darum möglichst klein machen. Wir müssen es dahin bringen, daß der schmerzliche Ausruf des jungen Goethe: „Armer Mensch, an dem der Kopf alles ist!“ veralte und nur mit gelehrtem Commentar verständlich werde. (Schluß folgt.)



## Neue Dramen.



er Schwierigkeit, über neue Bühnendichtungen vom Lesetisch aus zu urteilen, ist man sich gegenwärtig so lebhaft bewußt, daß man dieser Aufgabe möglichst aus dem Wege geht. Man weist auf die zahlreichen Enttäuschungen hin, die man mit den Theaterstücken erlebt hat: Dramen, die beim Lesen gefallen haben, fielen auf der Bühne durch, andre wieder, die man im „Textbuch“ — hier ist dieser technische Ausdruck sehr nötig — kaum zu Ende lesen konnte, erlebten eine Unzahl von Aufführungen. Anstatt aus diesen Erfahrungen den Schluß zu ziehen, daß man dort eben nicht mit Zuschauer Augen gelesen und hier die Mitwirkung außer dem Textbuche stehender Umstände, etwa der zufällig mitwirkenden Virtuosität eines Schauspielers, übersehen hat, zieht man lieber gleich die bequeme Folgerung, daß ein Urteil über Dramen vom Lesen aus überhaupt nicht maßgebend für ihren dramatischen Wert sein könne. Zumal auf Äußerungen Heinrich Laubes liebt man in dieser Frage sich zu beziehen. Und dann weist man noch auf die unglücklichste Sorte aller Dichtungswerke hin: auf das Buchdrama, welches zum Gedeihen des deutschen Theaters so wenig beigetragen hat. Es wurde von der Masse der Leser gemieden, weil es dieser schwer fällt, mit der eignen Phantasie die Andeutungen von Szene und Bewegung zu ergänzen, auf die der Dichter durch die dramatische Form seines Werkes im Texte notwendig beschränkt bleibt; und ausführbar waren die Buchdramen schon deswegen nicht, weil die Verfasser die Gesetze und Forderungen der Bühneneinrichtung wiederum zu wenig oder auch gar nicht berücksichtigt hatten. Und doch ertönt von allen Seiten die Klage, daß wir kein nationales Theater hätten, und doch ist keine Dichtungsgattung heutzutage so unvorhanden, als gerade die dramatische! Vom Roman, von der Novelle erwartet man keine höhere Blüte mehr, man ist zufrieden mit dem, was die Meister derselben erreicht haben; ein literarisches Bedürfnis geht in Wahrheit nur von der Bühne aus. Warum aber überläßt die Kritik die neue Dramenproduktion ihrem Schicksal, der Laune oder der zufälligen Kenntniznahme durch die Theaterdirektoren? Warum verschanzt sie